

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 104 (1978)
Heft: 49

Artikel: Heidi, Kraus und Totengräber
Autor: Knobel, Bruno / Wyss, Hanspeter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-617286>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heidi, Kraus und Totengräber

... so in einem Gehirn

Karl Kraus war Herausgeber der (u. a. auch) sprachkritischen Zeitschrift «Die Fackel» und erhielt wie mancher Publizist auch häufig Leserbriefe. Und es fiel ihm auf, wie grob anrempelnd diese Zuschriften oft im Tone waren, was ihn zur sarkastischen Feststellung bewog: «Es ist doch der Vorteil solchen Briefschreibens, dass eine Intimität, die etwa bei einer mündlichen Ansprache nicht über das Lampenfieber hinauskommen könnte, bis zu der Preisgabe dessen gelangen kann, was sich so in einem Gehirn tut.» Und er stellte fest, dass man den so grobschlächtigen Briefschreibern eigentlich dankbar sein müsse, weil sie einem gerade «eben das bringen, was man sonst erfinden müsste».

Als ein solcher Leserbriefschreiber – wenn auch ein höflicher – erwies sich jüngst ein viel- und meist angrifflig schreibender, sich vorzugsweise um Allzuhelvetisches kümmernder Schweizer Journalist in einer Entgegnung an die Adresse eines Kollegen. Und wenn er darin formulierte: «Wenn in *diesem unserem Lande klammheimlich* eine weitere Affäre *ins Haus steht*», dann ist daran wenigstens eines erfreulich, nämlich dass er nicht gleich auch noch geschrieben hat «in diesem unserem Lande *hier und heute*», was doch schliesslich dazugehört, wenn man deutsches Sprachblabla kleinhelvetisch, aber eifrig reproduziert, um dadurch etwas grösser zu erscheinen oder doch etwas abgebrühter.

Er ist mit seiner Schreibe kein Einzelfall, und so liesse sich denn diese Entgleisung ohne Kommentar und dafür mit um so mehr gelassenem Humor übergehen, wenn der begnadete Schreiber nicht einige Zeilen später – ausgerechnet er! – sich in die Pose des ergrimmtten Sprachreinigers gesetzt hätte, indem er feststellte, es liesse sich ohne Verlust an sprachlicher Klarheit auf Fremdwörter wie «Existenz» und «konsequent» verzichten. Nicht dass er damit mich angesprochen hätte, aber ich fühle mich dennoch betroffen (weil auch ich nicht konsequent genug «Existenz» vermeide), ebensosehr aber auch erinnert wiederum an Karl Kraus.

Dieser erhielt nämlich einmal folgenden Leserbrief: «... Endlich bitte ich Sie um Aufklärung,

warum Sie mitunter Fremdwörter auch dort setzen, wo gleicher, wenn nicht besserer Sinn und Klangfarbe mit deutschen Worten erzielbar ist. Zum Beispiel Existenz (Dasein), Artikel (Aufsatz), konsequent (beharrlich, unwandelbar, unentwegt), interessant (reizvoll, fesselnd), Publikation (Herausgabe), Diktion (Sprache, Fassung), Thema (Gegenstand, Dinge, Stoff) ...»

Zu diesem interessanten Thema äusserte Kraus, er habe dort Fremdwörter gesetzt, «weil dort nicht besserer oder auch nur gleicher Sinn und *nicht* Klangfarbe mit deutschen *Worten* (!) erzielbar ist. Man versuche nur einmal, an jenen Stellen die Fremdwörter in die empfohlenen deutschen Wörter zu übersetzen. Ab-

gesehen von dem klanglichen Unterschied sollte es mir einfallen, statt von einer journalistischen Existenz von einem journalistischen Dasein zu sprechen! Es wäre geradezu eine Blasphemie (wofür ich tatsächlich Gotteslästerung sagen könnte).»

... so in einer Redaktion

Die Verwendung von Fremdwörtern ist indessen nicht nur eine Sache des Sprachgefühls, sondern bekanntlich auch eine Glückssache.

Vor vielen Jahren beklagte der Franzose Servant-Schreiber in seinem Buch «Die amerikanische Herausforderung» die Abhängigkeit der französischen Geschäfts-

welt von den USA. Und es war zu jener Zeit, als es die hoch-noblen Académie Française nicht für unter ihrer Würde hielt, ein Gesetz vorzuschlagen, das den Gebrauch von Fremdwörtern in Anzeigen und Dokumenten ab 1977 verbietet. Ein Blick in französische Blätter von heute lässt vermuten, dass der Vorschlag ein akademischer Schlag ins trübe Wasser amerikanischen Weltmachtstrebens war, denn die Tatsache, dass sich die Rezession erholt, äussert sich im inseratenmässig offenkundigen Mangel an Account Executives und Sales Managers. Wobei dahingestellt bleiben mag, ob das französische «récession» (wirtschaftlicher Rückgang) abgeleitet ist vom englischen «recession» (Rückgang,

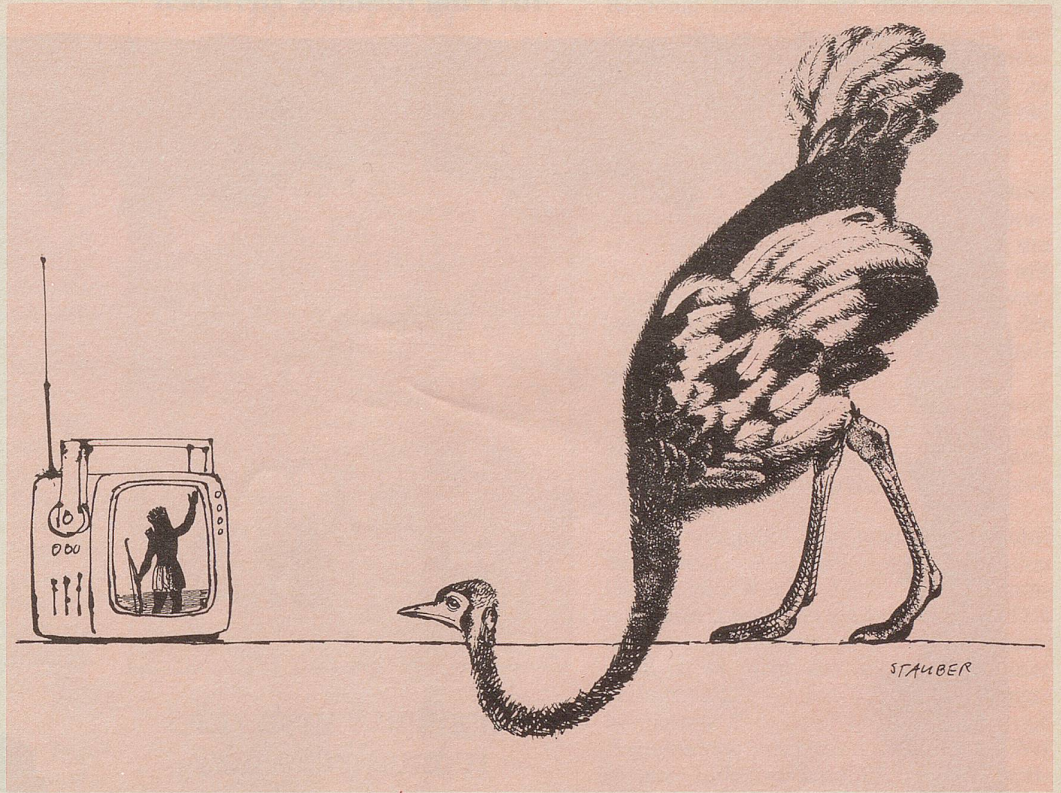


Weggang) – oder vice versa bzw. umgekehrt. Wenn allerdings eine deutsche Presseagentur die amerikanische Berichterstattung über ein Folksong-Festival übersetzte und mit dem Hinweis schloss, auch in dieser Sphäre wirke sich «offenbar» die Rezession aus, dann ist zu befürchten, dass dies «offenbar» eher zurückzuführen ist auf rezessive Fähigkeiten des redaktionellen Uebersetzers, dem entgangen ist, dass für den Amerikaner «recessional» vor allem Schlussgesang heisst, auch dem Engländer.

Nun allerdings soll ein Computer errechnet haben, dass die einander so ähnlichen Sprachen der Engländer und Amerikaner sich schon in einigen Jahrzehnten derart auseinander entwickelt haben werden, dass sich Londoner und New Yorker nur noch mit Hilfe von Wörterbüchern verstehen können. Ein Zeichen dafür, dass wenigstens der Engländer der sprachlichen amerikanischen Herausforderung gewachsen ist, wenn schon wir es nicht sind. Nicht ganz gewachsen war ihr wenigstens jener Schweizer Kommentator, der über den Streik der amerikanischen Fordarbeiter schrieb, die «gegen ihre Totengräber» protestiert hätten, was doch wohl kaum in der Absicht der Streikenden gelegen haben dürfte, die zweifellos gegen ihre «undertaker» demonstrierten, was aber nicht nur «Leichenbestatter», sondern auch «Arbeitgeber» und «Unternehmer» bedeutet. Wozu man freilich die Meinung vertreten kann, die beiden Begriffsinhalte seien gelegentlich durchaus identisch.

Blasphemisches steht hier und heute ins Haus

Um nochmals bei der Rezession anzuknüpfen: Einem amerikanischen Zeitungsbericht zufolge sollen Johanna Spyris «Heidi»-Bücher einen absolut antirezessiven boom erleben und bisher Billionen von Lesern gefunden haben. Das wenigstens wusste ein Welschschweizer Blatt – nicht ohne Stolz – zu berichten. Das wären immerhin 1 000 000 000 000 Leser, also eine Million Millionen. Seid umschlungen Billionen! Aber selbst wenn man das Weltausmass der gegenwärtigen Heidi-Welle zahlenträchtig in Rechnung stellt, könnte man angesichts so vieler Nullen im Verlagsgeschäft stutzig werden. Doch ist vielleicht auch da nur wieder einmal ein Redaktions-Europäer, der sich der Sprachdominanz der Amerikaner allzu gefügig erweist, gestolpert und hat übersehen, dass das, was der Amerikaner Billion nennt, für Europäer schlicht eine Milliarde ist, was ja noch immer

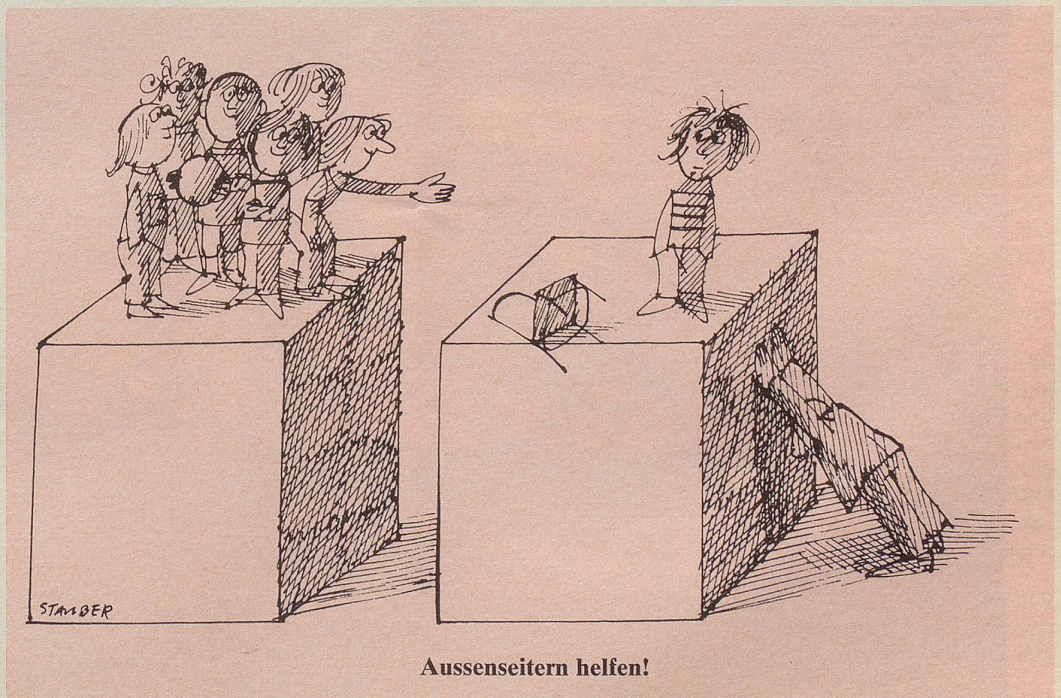


ganz schön ist und das Ausmass der Heidi-Welle nicht ernstlich schmälert. Nicht so ganz schön, wie sie von den Billionen Lesern empfunden werden, hält der Karikaturist Tomi Ungerer seine Illustrationen zu den neuesten Heidi-Büchern des Diogenes Verlages. Ungerer, der Elsässer, hat in seinen Arbeitsjahren in den USA nicht das eiskalt böartige zeitkritische Karikieren gelernt, sondern auch das, was die amerikanische Herausforderung so gefährlich macht: die respektlose Zivilcourage. Denn es

braucht denn doch wohl einigen Mut, als Ausländer (Franzose, Ex-Amerikaner, Wahl-Ire) in der Schweiz einem Schweizer Reporter zu bekennen, er selber hasse «Heidi» seit je und seit seinen «schönen» Heidi-Illustrationen schon gar. Und anzukündigen – sozusagen zur Selbstreinigung angesichts seiner illustrativen Selbstvergewaltigung –, er werde ein Anti-Heidibuch machen, gewissermassen einen Racheband als Racheakt. Darin werde «der Alp-Oehi von der Schweizer Polizei in Handschellen abgeführt. Er

hat nämlich auf der Alp nicht Pfeifen geschnitzt, sondern Porno fotografiert und an Touristen verkauft. Und Heidi wandert nach Amerika aus, geniesst das Puffleben, führt in Texas das Motel «Heidi» und bringt sich mit 87 Jahren um.»

Also geradezu eine helvetische Blasphemie, was vermuten lässt, dass man dieses Buch, auf das ich mich innig freue, auf dem Bücherbord etwa in der Gegend von Max Frischs «Wilhelm Tell für die Schule» einzuordnen haben wird.



Aussenseitern helfen!